

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 18

Artikel: Föhn braust ums Haus
Autor: Zinniker, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669500>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

F Ö H N B R A U S T U M S H A U S

Als alter Bauer liebe ich alle Winde, woher sie auch immer wehen mögen: die rauhe Bise, den lauen West, den linden Frühlingswind und den jauchzenden Herbststurm. Nur mit dem Föhn kann ich mich nicht richtig befreunden. Er verursacht mir Kopfschmerzen und Schläffheit, verdirbt mir den Schlaf und die Arbeitslust und raubt mir auf diese Weise kostbare Zeit. Je höher der Mensch ins Alter wächst, um so empfindlicher werden seine Nerven und um so stärker leidet er unter dem unberechenbaren, tolleren Gesellen. Es hilft nichts, sich gegen ihn zu wehren und zu stemmen; denn er ist eine Naturgewalt und meistert uns alle im Handumdrehen. Wenn wir am Morgen missmutig, reizbar statt erfrischt und erquickt erwachen, dann wissen wir: Der Föhn braust ums Haus.

Woher stammt der Föhn? Er ist eine charakteristische Erscheinung der Alpen. Die hohe Gebirgsmauer scheidet nicht nur die Wasser, sondern auch Wetter und Klima. Sie verhindert den regelmässigen, ruhigen Austausch der Luftmassen zwischen Nord und Süd und bewirkt dadurch eine Verschärfung der Luftdruckunterschiede. Dies zeigt sich zunächst darin, dass nördlich und südlich der Alpen oft ganz entgegengesetzte Wetterverhältnisse auftreten, was schon jedermann festgestellt hat, der mehrmals durch den Gotthard- oder Simplontunnel gefahren ist. Aus der Zone höheren Luftdruckes steigt ein Wasserdampf ausscheidender Wind über die Kämme und Sättel der Alpen und fällt auf der Seite niedrigeren Druckes stürmisch in die Täler hinunter. Der Fallwind der Nordhänge, der Südföhn, ist warm und trocken, derjenige der Südhänge, der Nordföhn, dem Mistral vergleichbar, ist eher kühl. Im Windschatten der Berggipfel bilden sich zerflatternde Wolkenfahnen; doch weiter vom Alpenkamm entfernt fegt der Föhn die Wolken weg und ruft einer durchsichtigen Helle der Atmosphäre, in welcher

die Farben der Landschaft grell und beklemmend durchleuchten. Im Fallen erwärmt er sich rasch und wächst zum Orkan an, der mit wuchtigen Stössen einsetzt, in den Bergtälern die Bäume wie Zündhölzer knickt, ganze Hüttendächer fortträgt, draussen im Vorland die Quecksilbersäule des Thermometers in die Höhe jagt und auch mit den Menschen mutwillig umspringt.

Wenn der Föhn mit Ungestüm in die Bergtäler hinabstürzt, richtet er bisweilen grosse Sturmschäden an; er steigert die Lawinen- und Feuergefahr, so dass das Rauchen im Freien und das Feueranfachen im offenen Herd bei Strafe verboten sind. Föhnlagen entwickeln sich während des ganzen Jahres, besonders ausgesprochen aber im Winterhalbjahr von Oktober bis April. Der Föhn führt eigentliche Krankheiten in seinem Gefolge mit: Unlust zu körperlicher und geistiger Arbeit, Uebelkeit und seelische Verstimmung bis zu tiefster Niedergeschlagenheit. Untersuchungen haben ergeben, dass an Föhntagen Selbstmorde, Verkehrsunfälle und Gewaltakte häufiger auftreten als sonst. Erwiesen ist auch, dass herzleidende Menschen sich unter Föhneinfluss besonders schlecht fühlen und dass plötzliche Todesfälle in Menge zu verzeichnen sind.

Aber wir wollen gerecht sein. Neben seinen Untaten spendet der Föhn auch manchen Segen. Im Frühling bringt er oft in wenigen Stunden gewaltige Schneemassen zum Schmelzen. Unter seinem Einfluss siedelten sich, wie Hermann Walser in seiner «Landeskunde der Schweiz» festhält, starke Kolonien südlicher Pflanzen in den tiefen Alpentälern an, so die Edelkastanie, der Kirschlorbeer, der Buchsbaum, das spanische Sedum, die Steinnelke, die Stechpalme. Doch auch das Gedeihen der Weinrebe im Rhein- und Rhonetal und der Obstreichthum vieler Gegenden sind der warmen, trockenen Wirkung des Föhns zu verdanken. Es gibt Täler, wie das obere Reusstal und das Linthtal, wo der Föhn durchschnittlich an über hundert Tagen des Jahres weht. Und oft bringt er in gewissen Gebieten die Temperatur binnen weniger Stunden um zehn bis fünfzehn Grad zum Steigen. Mitten im Winter wird die Witterung frühlinghaft, Herden von Schäfchenwolken ziehen in grosser Höhe über das Mittelland dahin, und nähergerückt, ja zum Greifen nah erscheinen die Berge. Es herrscht Föhnstimmung!

So spielt denn der Föhn im Leben der Bergbewohner eine bedeutende Rolle. In mancher Gegend ist der Föhn unter dem Namen «Schnee-

fresser» bekannt, während die Urner ihn als ihren «ältesten Landsmann» bezeichnen. «Es ist, als ob es der Föhn nähme», sagen die Appenzeller von etwas, das rasch abnimmt oder gar spurlos verschwindet. Daraus geht hervor, dass der Föhn manchenorts geradezu als Schelm betrachtet wird. «Wenn wir das alles gegessen haben, trägt uns der Föhn nicht mehr fort», behaupten die Berner Oberländer vor gehäuft vollen Speiseplatten. Ein Sprichwort der Bündner lautet: «Der liebe Gott und die Sonne richten im Frühling am Schnee nichts aus, wenn der Föhn nicht kommt.» Ähnlich heisst es im Reusstal, der Föhn vermöge in zwei Tagen mehr als der liebe Gott und die Sonne in zwei Wochen. Noch bis zur Zeit der Französischen Revolution war im Kanton Schwyz folgendes Gebet üblich: «Fön, mach-mi nid hön! Schad mr nid a Fach und Gmach! Du weisst ja, dass mers niemert macht.» Und schon Ulrich Bräker, der arme Mann im Toggenburg, prägte den Satz: «Der Wind fönt das Schneeli wider fort.»

Ich will mir Mühe geben, mich mit dem wunderlichen Burschen doch noch auf guten Fuss zu stellen.

Ernst Nägeli

DER ERBONKEL

Er besass nahezu alle jene Eigenschaften, die ein rechter Erbonkel haben muss in den Augen derer, die ergeben auf seinen Tod warten: Alt, ledig, geizig (wenigstens schien er den Neffen so), misstrauisch, wortkarg (jedenfalls sobald das Ge-

spräch um Vermögens- oder Erbangelegenheiten ging), absonderlich und unberechenbar sozusagen in jeder Beziehung — und das wichtigste: Kein Mensch wusste auch nicht einmal annähernd, wie reich er eigentlich war.

Nahezu vier Jahrzehnte hatte er in Amerika zugebracht. Dann war er plötzlich zurückgekehrt, hatte sich zwischen den kleinen Bergbauern seines Heimatortes ein Häuschen, drei Landstücklein und zwei Kühe erworben und schien im übrigen mit dem Sprung vom legendären Grossfarmer aus Wisconsin zum beschaulichen Kleinbauer eines schweizerischen Bergnestchens zufrieden zu sein.

Seine Neffen Hans und Heiri waren es auch. Wisconsin lag weit weg. Nach Aussagen des verstorbenen Vaters sollte Onkel Johann in seiner Jugend nie gut getan und gewissermassen das Familienkreuz dargestellt haben. In Amerika komme er nun schon zu Geld und Verstand, hiess es jeweils. Ja, zu diesen kostbaren Dingen war der Onkel drüben sicher gekommen! Aber wie oft fiel über den Vernünftigsten im Alter nochmals eine grosse Jugendummheit! Jetzt hatte man den Onkel wenigstens unter den Augen.

Liess er sich auch nicht in seine Angelegenheiten reden, so existierte, sollte sich eine grössere Schadensache anbahnen, doch die Appellationsmöglichkeit beim Gemeinderat. Das Haus und die Landstücklein hatte er ja nicht eben dumm gekauft, dieser Wert blieb, und das Barvermögen würde so ein alter Amerikafuchs gewiss nicht minder sicher angelegt haben.

Ja, dieses Barvermögen! Gut, dass man nicht wusste, wie hoch es eigentlich war. Sonst hätte man sich wohl viel zu verrückte Pläne geschmiedet. Einmal sagte Hans zwar etwas verdattert, er hätte munkeln gehört, der Alte versteuere weiter nichts als die Liegenschaft. «Sei du froh», klärte der Bruder ihn weltmännisch auf. «Oder wärest du dafür, dass jedes Jahr ein paar tausend an Steuern zum Teufel gingen? Dass er auf dem Steuerzettel nichts hat, ist gerade der Beweis dafür, dass er eben viel hat. Nur ein sogenanntes Finanzgenie kennt die rechten Hintertürchen. Vater hat doch immer gesagt, Onkel Johann sei einerseits ein Genie gewesen. Ein Genie — hörst du! Und dann vierzig Jahre drüben! Da wird einer ein Zweiküheheimetli doch quasi mit seinem Sackgeld bezahlen können.»